

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

16.1.1921 (No. 3)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 3



16. Jan. 1921

J. W. Beck / Der Untergang des alten Vorderösterreich.

Die alten Urbarbücher verweisen die Keimesgeschichte habsburgischer Hausmacht weniger in die heutige Schweiz, als in die gesegneten Fluren der oberrheinischen Einsenkung, in den Sundgau und Breisgau. Odbert I. freilich, der um 660 im Breisgau eine Habichtsburg gegründet haben soll, ist längst ins Fabelbuch geschrieben worden. Die wirkliche „Habichtsburch“ und damit den Namen gab seinem Geschlechte erst Bernher, Bischof von Straßburg (1021—1027). Aber dieser Bernher war der Sprosse eines im Oberelsaß und Breisgau bereits reichbegüterten Familienverbandes. Rudolfs, des eigentlichen Dynastiegründers erste Kinderjahre haben sich mit dem Wellengeräusche des Rheins vermischt. Hart am Rheime, auf einem Hügelanstäuser des Kaiserstuhles, in der Limburg, soll er geboren und der herkömmlichen Annahme nach, im Münster in Dreisach getauft worden sein. „Mutter Erde“ war also für das spätere habsburgische Weltreich im wesentlichen das heutige Oberelsaß und Oberbaden. Anders als in der früh verlorenen Schweiz hat es auch ungeheurer weltgeschichtlicher Ortane, des Dreißigjährigen Krieges und der französischen Revolution, bedurft, um die Wurzeln von Rudolfs Pflanzung hier anzukerkeln. Der Vorgang mag, der Bodenschicht nach, nur geringfügig gewesen sein. Aber seine weltgeschichtliche Bedeutung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nach anderer Richtung hin mußte von da ab der Schicksalszeiger des Habsburgerstaates sich einstellen. Die Aufgabe des süddeutschen Stammgutes zog den Verzicht auf dessen Ausdehnung ganz von selbst nach sich, dann die weitere Abdrängung des Machtschwerpunktes nach Osten und Süden und schließlich die Zusammenstöße mit Rußland und Italien. So stoßen wir mit jedem Schritt, den Oesterreich aus Deutschland zurückweicht, zugleich auf ein Stück Urgeschichte des Weltkrieges. Man kann ja den Habsburgern nicht abstreiten, daß sie als weiland „reichsoberhauptliche“ Hüter der hl. römischen Antiquitätenammlung deutscher Nation wenigstens den guten Willen hatten, die Einbruchsbiebe von Westen her abzuhalten. Um so eigentümlicher berührt die Schicksalswende eines ursprünglich alemannisch-süddeutschen Herrscherhauses, das schließlich italienische, serbische und rumänische „Sympathien“ — Oerdanfbomben und Prinzipalschüsse — eintauschen mußte für alterprobt Anhänglichkeiten.

An den einstigen Vorlanden am Rhein hatte Frau Austria in der Tat äußerst gut geratene Kinder verloren. Unter den alemannischen Großherzögen im heutigen Baden gab es einst Jahrzehnte lang noch eine Art von „unerlöstem Oesterreich“, eine Austria irredenta. Allerdings, dem deutschen Nationalcharakter entsprechend, keine, die den Staatsanwälten viel zu schaffen machte. Nur die als besonders querköpfig bekannten Bauern der Grafschaft Hauenstein, die Hohenwälder, verweltgerten noch eine Zeitlang die Steuerkreuzer, weil ihr rechtmächtiger Herr in Wien und nicht in Karlsruhe wohnte. Und Franz II. wurde einst, zwei Monate nach der Schlacht von Leipzig, vom Stadtrat seiner alten Breisgauhauptstadt Freiburg mit einer unverrosteten Anhänglichkeit empfangen, die selbst zu einem stadträtlichen Fußfall um Wiedervereinigung führte.

Dabei war früher, im Frieden von Campo Formio, diesen Breisgauern von Wien aus zugemutet worden, sich treuehörig in Titularmodeneseu zu verwandeln. Nur einmal, während der gewaltigen Geburtswehen des neuen Europa, hat in den Vorlanden ein revolutionärer Windstoß dem Erzhaue Oesterreich das schützende Dach hergebrachter Untertanentreue abgedeckt. Als Fernwirkung des folgenschweren Vastillensturmes und nur in der nördlichsten der vorderösterreichischen Länderinseln, in der Landvogtei Ortenau. In diesem herrlichen, an Kastanienwäldern, Edelweinen und Frühobst überreichen Ländchen, schienen im August 1789 die Bundschuh-Brüder aus der Zeit des Bauernkrieges wieder auferstanden zu sein. Auf den Rathaus- und Zuchthaussturm im nahen Straßburg hin vertrieben Tausende von Bauern den kaiserlichen Landvogt in Offenburg, prügelten die Dorfbürgermeister, verbrannten die Schulbücher. Markgräflisch badische Feuersprüche sorgten damals dafür, daß dieser einzige revolutionäre Hausbrand in den Vorlanden alsbald wieder erstickt wurde. Im Breisgau kam ein solcher überhaupt niemals zum Ausbruch, obgleich offene und geheime Aufrufe tausendfach über das Land als ein revolutionärer Funkenregen stoben, dessen Feuerwerker in der französischen Gesandtschaft zu Basel saßen. Selbst die frühere Jesuitenuniversität Freiburg, die unter Josef II. zum Wirkungskreis geistesanregender und vielangeschwärzter „Neuerer“ geworden war, hat im großen Glutofen der Revolutionssära ihre monarchische Feuerprobe bestanden. Im Breisgau blieb man also, allen Verlockungen zum Troke, kaiserlich bis in die Knochen. Als in Paris Königsblut floß, drohte man: „die Oesterreicher und Preußen sind mit ihren fürchterlichen Adlern im Anzuge und die deutschen Raben wittern und suchen Nas!“ (Freibg. Btg. 1793). Wie sie dieses Nas gesucht haben, das hat später der zum Kriegsknecht gewordene Magister Landhardt in seinen „Lebensschicksalen“ anschaulich genug beschrieben. Man hätte deshalb auch deutscherseits sich nicht so fürchterlich moralisch entrüsten sollen, als der 1792 so arg gerupfte ga'ische Hahn dann, von 1796 ab, den unterlegenen deutschen Vögeln rechterseits vom Rhein die Federn zum Erbarmen ausriß.

Als Dreisach, einst die alte Hauptstadt des Breisganes und des hl. deutschen Schlüssels, von den Franzosen im September 1793 überfallen und zerstört wurde, soll der General Daval dem Pariser Konvent geschrieben haben: „Wir haben den Untertanen dieser Gegenden so viel abgenommen, daß ihnen weiter nichts geblieben ist als die Augen, womit sie ihr wirklich unbeschreibliches Elend beweinen können!“ Das war das Vorspiel der Raubzüge, die 1796, 1797, 1799 über die österreichischen Vorlande hinwegfluteten. Es ist hier kein Platz für ermüdende Aufzählungen, wo überall und was immer damals zusammengeraubt wurde; vielfach unter Hinwegführung von Geiseln. Nur wenige Einzelheiten mögen erwähnt sein. In der Ortenau, nördlich von Offenburg, lag die Benediktinerabtei Schuttern, wohl das älteste Kloster Südbadens und einst der mächtigsten und prächtigsten eines. Hier tauschten der alte Wiener und der neue Pariser Hofstaat ihre kunstvollen

Verbeugungen aus, als am 6. Mai 1770 Maria Antoinette unter Entfaltung eines prunkvollen Rokokozeremoniells hier zum letzten Male auf deutschem Boden nächtigte. Den Umschwung der Rokokograzie in Revolutionsbrutalität sollten die Konventualen später zu spüren bekommen, als die Säbelscheiden heutemachender Revolutionsoffiziere auf sie niederfausten. Im Juni 1796 wurde die damals schon stark heruntergekommene Abtei von dem Meisterschafts-König, General Ferino, „bis auf den Nagel an der Wand“ ausgeplündert und insgesamt um 300 000 Gulden gebrandschatzt. Der letzte Abt des Klosters berichtet, daß innerhalb dreier Jahre diesem an Geld und Geldeswert 670 000 Gulden geraubt wurden. Allerdings wußten die Franzosen, daß hier der „badische Andreas Hofer“, der Kreuzwirt Georg Pfaff aus dem nahen Dorfe Kürzell, aus- und einging. Dieser unerschrockene Mann hat sich damals als Führer der österreichischen Kavalleriepatrouillen in dem Kleinkrieg gegen die Franzosen ausgezeichnet. Er hat dabei hunderte von Gefangenen gemacht, wurde aber schließlich den Franzosen von einem desertierten kaiserlichen Korporal in die Hände gespielt. Glücklicherweise aber nur „beinahe“ erschossen, denn der französische General Klein ließ ihn schließlich unter Anerkennung seines Patriotismus frei. Dem verdienten, von Franz II. mit einer goldenen Spezialmedaille deforirten Volkshelden hat neuerdings der badische Pfarrer Bögele ein lesenswertes literarisches Denkmal gesetzt.

Die Zerstörung Breisachs ließ schon 1793 im Breisgau und der Ortenau Triolergeist erwachen. Die Sparbüchsen des kleinen Mannes, wie die Geldtruhen der Klöster und Edelstühle öffneten sich, und 100 000 Gulden freiwilliger Kriegsbeiträge flossen dem kaiserlichen Militärärar zu. Der Landsturm trat nicht unter die Gewehre, aber die Sensen, Aexte und Schaufeln, und warf fleißig, wenn auch nicht unverdroßen, Schanzen am Rheine auf. In Freiburg bildete sich ein freiwilliges Jägerkorps mit 600 Büchsen und 2 Kanonen, das allerdings erst im Juli 1796 bei Kenzingen die Feuerprobe gegen den französischen General und österreichischen Exhauptmann Ferino bestand. Die schöne Breisgauhauptstadt konnten aber damals weder der kaiserliche General Fröhlich, noch die Sensemänner des breisgauischen Landsturmes retten. Schon wenige Tage nach dem Gefechte von Kenzingen war Ferino in Freiburg eingezogen und regierte, d. h. schräppte nun mit dem Zivilintendanten Parcus bis in den Oktober hinein um die Wette.

Das Deutsche Reich war freilich damals, nach General Bonapartes drastischem Ausdruck, zur „alten Dirne“ geworden, mit der ein jeder Notzucht trieb, wie er wollte. War doch im Juli 1796 eine ganz schlimme „Teufelsgeschichte“ passiert, wie Kaiser Franz klagte. Sein preußischer Exverbündeter hatte urplötzlich die Hand nach der Kleindienstkammer des hl. römischen Reiches deutscher Nation, nach Nürnberg, ausgestreckt; die Hand allerdings auch wieder zurückgezogen, als Erzherzog Carl seinen Siegeszug durch Süddeutschland antrat. Dieser brachte wirklich damals das alterschwache Reich noch einmal hoch zu Ehren. Auch in die bedrängte Breisgauhauptstadt war der Erzherzog, nach den zwei heißen Tagen von Emmendingen (18. und 19. Oktober 1796) als Retter in höchster Not gekommen. Die Kaiserlichen lieferten den fliehenden Franzosen noch ein Scharmügel in der Kaiserstraße und verhinderten die geplante Wegführung der Universitätsbibliothek.

Ein ungeheurerer gefangener, gedichteter und gedruckter Jubel umbrauste damals Carl, den „unübertrefflichen Helden“, den „Stolz und Retter Deutschlands“, wie Orgelton und Glockenklang. Und mit den Jubelklängen tauchten ungewohnte Bosheiten gegen die unsicheren schwäbischen Reichsgenossen im sonst so phlegmatisch korrekten Nachrichtenbrei der Zeitungen auf. „Daß die durchlauchtigsten Fürsten von Württemberg und Baden — Schuhe und Strümpfe — Röcke und Hemden — Rosse und Wagen — Kühe und Ochsen — Silber und Gold so willig hergaben, um von den Franzosen den lieben Frieden zu erkaufen, darüber wundert man sich nicht; der liebe Friede ist ja doch alles wert. Aber daß sie auch all ihr Land, Leue, Rechte und Einkünfte, die sie jenseits des Rheines besaßen, auf immer hingaben, darüber wunderte man sich bisher. Nun will es aber verlaßbaren, die Matadore des schwäbischen Kreises hätten dabei sehr ökonomisch gehandelt und sich in geheimen Artikeln völlige Entschädigung versprechen lassen. Unter anderem sei der österreichische Breisgau dazu bestimmt gewesen, theils die Württembergischen und Badenschen Länder zu arrondieren, theils Oesterreich vom Rheine und den Grenzen der Franzosen zu entfernen.“

Die Rheinbundgespenster, die hier schon über der öffentlichen Meinung des Breisgauer schweben, sollten ein Jahrzehnt später Fleisch und Blut werden. Nicht ohne passive Mitwirkung des Wiener Kabinetts. Genau ein Jahr nach der siegreichen Schlacht von Emmendingen, die den Breisgau von den Franzosen säuberte, unterzeichnete Oesterreich den Frieden von Campo Formio, der zunächst diesen Breisgau an

Hercules III., den landlos gewordenen Exherzog von Modena, abtrat. Das „älteste Patrimonium Oesterreichs“ war damit, trotz aller früheren Versicherungen, dies niemals zu tun, veräußert worden. Eine ungeheuerere Bruchstelle der Weltgeschichte war zutage getreten. Die Wiener Politik hatte begonnen, den süddeutschen Länderbesitz aufzulösen; uralte Anhänglichkeiten, venetianischen Irrlichtern zu Liebe, preiszugeben. Das war der Anfang vom Ende der deutschen Vormachstellung Oesterreichs.

Im Breisgau wollte man aber durchaus nicht in das modeneseische Wams hinein. Die vererbten Lebensindrücke von Jahrhunderten lehnten sich dagegen auf; das Volk fürchtete auch neue Steuerzettel und Gesetzesparagrafen, die Beamten-Versehung oder Absetzung. Vergebens holten die Beschwichtigungshorrate den allezeit einprägungsbereiten „Fingerzeig der Vorziehung“ aus der amtlichen Trostapothek hervor. Den Kleinbürgern schien eine goldene Medaille mit Lani's Vaterbild und Stadtwappen einen Hoffnungsstimmer zu gewähren. Franz II. hatte sie nach dem Tage von Campo Formio noch den Freiburger Freiwilligen als Uniformsabzeichen verliehen. Nehmt alles in allem: Oesterreich hatte am Breisgau ein zweites Tirol verloren; ein treues Land mit weniger hohen Bergen zwar, aber gerade darum höherer materieller und intellektueller Entwicklungsmöglichkeit.

Der junge Karl v. Kottek, damals noch Freiburger Magistratsassessor, stulpte sich entrüstet eine Jakobinermütze auf und fand sehr starke Worte gegen den geplanten Tauschhandel. Als ein überaus bezeichnendes Dokument empörien Untertanensolzes mögen die Maßlosigkeiten nicht vorenthalten bleiben, welche der junge Brausekopf, wenige Monate vor seiner Ernennung zum k. k. Geschichtsprofessor, an einen Freund schrieb: „Wir sind also jetzt modeneseisch. So weit hat es die Liebe der Breisgauer zu ihrem Landesherren, ihre Treue und Tapferkeit gebracht, daß sie nunmehr gleich einer Schaflherde an einen bankrotten Italiener verhandelt werden. Landesväter, Volksglück, Nationalwillen, Menschenrechte: leere Worte! Wenn Länder verwüßt, Städte niedergebraunt werden: wer denkt da an Entschädigung? Wenn aber ein 70jähriger Roué in Gefahr steht, den Rest seiner Tage ohne Hof leben und sein Handwerk, die Schäfflein zu scheren, aufgeben zu müssen, da wird ja gleich die politische Waage herbeigeholt, um ihm Länder und Menschen nach dem Gewicht zuzuteilen.“

Mit dem Modeneseischwerden hatte es aber für die entsetzten Breisgauer noch sehr gute Weite. Hercules III. verglich den Breisgau auf der Länderwage nach Flächeninhalt, Bewohnerzahl und Steuerertrag mit seinem italienischen Exherzogtum und fand jenen zu leicht. Er kümmerte sich zunächst gar nicht um das allzukleine Barbarenländchen im germanischen Norden. Dieses blieb also der Obforge des letzten kaiserlichen Landespräsidenten, des Freiherrn von Summerau, überlassen. Summerau war ein vornehm denkender, kluger und unerhöchener Beamter, gegen den ein Universitätsprofessor, ohne ausgelacht zu werden, in öffentlicher Theatervorstellung also das Weisheitsrad schwingen konnte.

Erhabener! verzeih', wenn mit gesenkten Blicken,
Vor dir das Publikum sich neigt! — —
Wir freuen uns, daß Leopold der zweite
Dem Lande dich als Vater gab — — —
Erhabener! was man sonst bei Großen einzeln findet,
Hat Tugend und Natur vereint in dir gegründet!

Die k. k. Staatsmaschine arbeitete also einstweilen, aller Abmachungen ungeachtet, in den Vorlanden ruhig weiter, wenn sie nicht durch Franzosenfälle gestört wurde, was seit 1796 viermal der Fall war. Unter dem zweiten, dem von 1797, hatte nur die Ortenau zu leiden, die auch nach dem Friedensprovisorium von Looben noch Monate lang von den Franzosen besetzt blieb und ausgezogen wurde. Auch der dritte Rheinübergang der Franzosen, anno 1799, traf hauptsächlich die Ortenau; der vierte aber, der des Jahres 1800, besonders schwer und lang den Breisgau. Dieser blieb auch nach dem Frieden von Lunéville noch, von 1801 ab, allein von allen deutschen Landschaften, von den Franzosen besetzt. Aus dem seltsamen Grunde, weil Hercules III. nach wie vor das ihm durch zwei Friedensverträge zugesprochene Land zu klein fand. Diese Weigerung kostete dem vollkommen ausgezogenen Breisgau vom Lunéviller Frieden ab noch 950 000 Gulden. Ein Monat französischer Besetzung verschlang so viel als früher die Staatsverwaltung in einem Jahre. Vergebens wandten sich die verzweifeltsten Landstände nach Paris und Wien um Abhilfe. Dabei war Freiburg noch an einen besonders widerwärtigen Frankengeneral geraten, an den berüchtigten Tarreau. Als Willkommgruß forderte er 300 000 Franken von der Stadt, zahlbar innerhalb 24 Stunden. Seinem heruntergekommene Exterieur nach soll dieser schnapsduftende General, den Beschreibungen der Zeitgenossen nach, eher auf einen Lumpenball, als auf eine Garnisonwachparade gepaßt

haben. Ende 1802 erst ließ sich Hercules III. erweichen, als ihm Franz II. neben dem Breisgau noch die Ortenau als Zugabe schenkte. Im Februar 1803 traf dann die Nachricht ein, daß der Erzherzog von Modena nunmehr im kommenden März den Breisgau und die Ortenau in Besitz nehmen wolle. Die amtlichen Federn logen nicht, als sie bei der Uebergangsgerechtheit, die am 2. März 1803 vor dem Freiburger Regierungsgebäude, dem heutigen Bezirksamte, vor sich ging, „allgemeine Nahrung“ und dann wieder „Erweiterung der Gemüter“ feststellten. Das weinende Auge galt der Durchschneidung halbttausendjähriger Bande; das lachende dem Wegfall der Franzosenplage. Die italienische Antrittspronuntiation Hercules III. mag den neuen Untertanen allerdings spanisch genug vorgekommen sein. Selbstverständlich blieb der alte Herr nach wie vor unsichtbar, ernannte aber doch seinen Schwiegersohn, den Erzherzog Ferdinand, den Bruder Josef II., zum „Landesadministrator“ der bisherigen Vorlande. Erzherzog Ferdinand führte nun 6 Monate lang sein stellvertretendes Regiment über die herzoglich modenesischen Alemannen am Oberrhein, bis am 14. Oktober 1803 sein Schwiegervater, der Bährige Herzog, aus den stürmischen Zeitläuften in die Ewigkeit abberufen wurde. Damit mußten die beiden Gane abermals eine staatsrechtliche Häutung durchmachen; sie figurirten nunmehr als „erzherzoglich österr. Breisgau bezw. Ortenau“ in den Staatsalmanachen. In den völlig erschöpften Ländern sollten nun-

mehr die Stassen wieder gefüllt, Weg und Steg ausgebeffert und Handel und Wandel belebt werden. Der traurige Zustand dieser Gebiete entzog sich jedoch den Blicken des in Wien weilenden Erzherzogs, während der Regierungspräsident von Greifenegg sich wenig Beliebtheit zu erwerben wußte. Er sah es als echter Landespascha als seine Hauptaufgabe an, die Art an die ihm tief verhaßten landständischen Einrichtungen zu legen. Den landständischen Syndikus Engelberger, einen hochverdienten, in der Franzosenzeit hochbewährten Mann, suchte er auf jede Weise zu beseitigen. Herr v. Greifenegg hat später, nach den Befreiungskriegen, als k. k. Gesandter am badischen Hofe, die Rolle eines diplomatischen Unglücksrabens gespielt. Er ließ sich vom eigenen Kanzleipersonal auf Antrieben gegen den neubadischen Staat ertappen und mußte in einem Anfälle von geschwächter Gesundheit Karlsruhe verlassen. Als Landespräsident der erzherzoglichen Gebiete war er jedenfalls eher ein Totengräber des österr. Staatsgedankens, der seinen Landesbefehlenden das Badischwerden leichter machen half. Nach zwei Jahren versanken dann auch, mit dem Preussburger Frieden Ende 1805, die beiden Länderperlen am Rhein, zugleich mit den anderen Ueberbleibseln schwäbisch-österreichischer Besitzes, der Landgrafschaft Nellenburg, Markgrafschaft Burgau usw., sang- und klanglos im großen Rheinbundsgrab. Der „Fürst in Schwaben“ war zur leeren Titulatur geworden, und der Stern des Erzhauses Oesterreich in seinen alemannischen Ursprungsländern erloschen!

Ernst Traumann / Die Altonaer „Joseph“-Handschrift.

Die vielbesprochene Handschrift, die in Altona aufgetaucht und deren Veröffentlichung im September von Hamburger Blättern geräuschvoll angekündigt worden ist, liegt nun im Druck des Wissenschaftlichen Verlags Gente in Hamburg vor, von ihrem Besitzer Dr. Paul Piper unter dem Titel: „Joseph, Goethes erste große Jugenddichtung“, herausgegeben, eingeleitet und mit einem umständlichen philologischen Apparat, auch mit Proben aus dem Original versehen. Um es sofort zu sehen: das umfangreiche, 200 Seiten Text, deren 30 Vorwort und etwa ebenso viel Prosa enthaltende Buch ist eine schwere Enttäuschung und schlägt die geringen Erwartungen, die man noch an den angeblichen Goethe-Fund geknüpft hat, vollends zu Boden.

Die Art, wie der Herausgeber die Verfasserschaft des jugendlichen Goethe begründet, ist von peinlicher Unsicherheit, unlogischem, widerprüchreichem Dilettantismus und phantastischer Uebertreibung. Schon das Bemühen, die Grenze der Abfassungszeit des Goetheschen „Joseph“ möglichst hinauf, d. h. in das Jahr 1764, anstatt herab, in das vom Leipziger Goethe selbst ausdrücklich bezeichnete Jahr 1762 zu legen — seine spätere briefliche Datierung lautet sehr unbestimmt —, erweckt harte Bedenken. Zwar sind Pipers Schlüsse, die er hinsichtlich der Verifizierung des Epas zieht, richtig; aber nur soweit er sie aus Goethes Leipziger Briefen, nicht aber aus „Dichtung und Wahrheit“, der durch schwache Erinnerung getrüblen und von Piper selbst zuvor als eine sehr unzuverlässige Quelle bezeichneten Altersbeichte, hernimmt. Auch was er über Wolfgangs ersten, den Joseph bergenden „Quartband“ äußert, erscheint uns schlüssig, wie ihm auch zugegeben werden mag, daß das zum Feuertod „verdammte“ Werk nicht auch wirklich verbrannt und nur nach wiederholter Sichtung zur Gasse in Goethes „Koffer“ verurteilt worden zu sein braucht. Aber die Deutung der Goetheschen Angabe, sein „Joseph“ sei ein „prosaisches“ Gedicht gewesen, mit der Berufung auf die erste Apthagenie oder die Reimepistel an Friederike Defer, gleicht einem kramphastigen Eierstanz und grenzt an Unfluth. Durchaus schwanfend ist Pipers Ausdrucksweise bezüglich des Urhebers der Handschrift, so daß man lange im Zweifel ist, ob er sie Clauer, dem Schreiber Goethes oder dem Dichter selbst zuschreibt — man steht staunend vom Einfluß Gellers auf die Schrift des doch zweifellos schon in Frankfurt verfaßten Joseph! —, bis er zuletzt offenbar Goethe nur die Korrekturen zuweist, die aber entschieden, nach der handschriftlichen Probe zu urtheilen, nicht von ihm herrühren. Nach Durchsicht der von mir erbetenen Akten der juristischen Fakultät zu Göttingen, die eine eigenthändige Promotionseingabe Clauers in lateinischer Sprache und Schrift vom 8. Mai 1753 enthalten, ergibt sich auch keine Uebereinstimmung dieser Zeile mit den Proben der Altonaer Handschrift.

Geradezu lächerlich sind die Beweisgründe für Goethes Rechtschreibung und Satzbildung, die aus seiner mundartlichen Sprechweise hergeholt sind; denn so natürlich sich der junge Goethe in seinem Dialekt gab, so korrekt war — schon in den Labores juveniles und seinen Briefen — sein Schriftdeutsch. Zumal aber in seinen ersten Dichtungen! Und völlig irreführend sind Pipers Behauptungen über die vermeintlichen Frankfurter, die ständige Verwechslung des Dativs und Akkusativs, die auf alles andre als einen süddeutschen Verfasser hindeuten,

vielmehr auf einen Autor, dessen bedenkliches Salbdentisch — auch in den henarischen Bemerkungen — ganz wurzellos und unbodenständig annutet und — wie auch das Wasserzeichen des Papiers verrät — auf einen ebenso frommen wie ungeschickten Herrnhuter weist, aus deren Kreisen ja auch die Handschrift stammt und dem Herausgeber überreicht wurde, der aber erst spät, „durch eine seltsame Fügung zu der Erkenntnis kam, welchen Schak er darin besak“. Diese Berufung auf das mysteriöse, nicht weiter erklärte Schickial erweckt mehr Vertrauen zu dem Fatalismus, als zu der Goethe-Kennntnis des alldächtigen Besitzers. Grotesk ist, was er über das Zusammenklagen der Ergebnisse des biblischen Josephs sowohl mit den Schickialen des Frankfurter als des Weimarer (!) Goethe, was er über die Anlehnung des primitiv gezeichneten Umzugs Josephs in Memphis an den prächtigen Einzug des königlichen Joseph in Frankfurt oder die Vorahnung der Prophezeiung der Straßburger Kartenlegerin bei Josephs Gesichten orakelt. Es bezeichnet den naiven Dilettantismus des (ja auf dem Gebiet der alldächtigen Literatur sehr bewanderten und verdienten) Herausgebers, wenn er beim Veraleich des Goetheschen „Joseph“ mit dem Jugendaedicht „Höllensfahrt Christi“ annimmt, daß dasselbe unter Gellers Einwirkung in Leipzig verfaßt worden sei, während es doch — nach Goethes eianem Brief vom 12. Oktober 1767 — in Frankfurt „zurückgelassen“ und dort gegen seinen Willen von seinen Freunden im Jahre 1766 veröffentlicht wurde. Die Schlüsse aus dieser „senialen“ Jugendarbeit des „glücklichen Aharus“ und „erfolgreichen Phaeton“ mit ihren „glänzenden Metaphern“ und „kühnen Vergleichen“, die Hyperbel von dem „wonnigen, kräftigen, in Worte nicht zu fassenden Duft der Knoche“ zeigen uns einen bis zur Monomanie in seinen Besitz und Fund verliebten Autor.

In Wirklichkeit ist die Wanderung durch die öde, breite, geschwähige Reimeret des unbekanntem, einen Lieblingstoff der geistlichen Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts — von Grimmschhausen und Philipp von Fesen bis auf Bodmer — mihandefunden Poetasters ein erschlaffender Gang durch die Wüste, in der kein frischer Trunk oder Hauch einer Dase erquickt. Die großen, sicheren Linien der biblischen Legende, der „natürlichen, höchst annutigen Erzählung“, werden kläglich verwickelt, die lebensvoll geschiedenen Charaktere nicht „gesondert und ansamall“, wie Goethe es unternommen hatte, sondern verblasen. Hatte Goethe „durch Einschaltung von Anzidenzen und Eptofoden ein neues und selbständiges Werk zu schaffen geacht“, so berühren hier die aus dem einseitigen episch-dramatischen Geriesel der Taurinde von Alexandrinern aufauellenden Springfäulchen der eingestreuten lyrischen Gesänge und „Arien“ wie das unbehoffene Rollen eines findischen Nachbeters. Saft- und kraftlos, ohne psychologische Vertiefung dahinschleichend, zeigt das Machwerk des Dichterlings nur hier und da einen Anflug zu höherm Schwung (z. B. in dem dreimaligen „Lebt Joseph noch“ der Brüder in der Erkennungsszene V, Vers 1373 ff.); aber sofort sinat die langbeinige, fliegend springende Fikade im Gras wieder ihr altes Liedchen. Alles in allem mutet dieser „Joseph“ angefichts der wuchtigen alttestamentlichen Vortage an wie ein zum erbärmlichsten — freilich mehr als einen Abend füllenden — Oratoriums- oder Opernbretto verwässerter klassischer Text. Und in diesem Herrbild erblickt der Herausgeber einen „Vorläufer zum Faust“!

Gewiß, Goethe selbst hat schon in seinen Leipziger Briefen sein Jugendwerk ob seiner kindlich-frommen und erbaulichen Einfalt zweimal verleugnet und hat zehn Jahre später im „Urmeißter“, über seine gehaltlosen Erstlinge urteilend, gefragt: „Ein Knabe, der sich selbst nicht kennt, der von den Menschen nichts weiß, der von den Werken der Meister allenfalls sich zueignet, was ihm gefiel, was will der dichten?“ Aber käme er heute wieder und stünde vor dieser aus Tageslicht gezerrten,

mühsam einbalsamierten und pompös aufgebahrten Kindesleiche, deren Vaterschaft man ihm zuzuschreiben wagt, er entsetzte sich ob dieses Frevels, oder er, der alles Verstehende und Verzeihende, spräche im Hinblick auf seinen Frankfurter Jugendhelden und Liebling von dem Herausgeber der „wiederaufgefundenen Jugenddichtung Goethes“ lächelnd die biblischen Worte: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph.“

Ulrich von der Trenck / Des Epimenides Erwachen.

Eine Fülle von Beziehungen, Übereinstimmungen und bitter empfundenen Wahrheiten verknüpft uns Deutsche von heute mit der Welt von Gedanken, aus der heraus das Festspiel Goethes zum Jahrestage des Pariser Einzuges, dem 30. März 1815, geboren wurde. Wir stehen dieser Dichtung ganz anders gegenüber als die Zeitgenossen, denen sie aus mancherlei äußeren und inneren Gründen fremd und unverstanden bleiben mußte. Wir haben überhaupt kein Recht und keine Entschuldigung mehr, ein Werk Goethes nicht zu verstehen.

Uffland, Deutschlands geistig bedeutendster Schauspieler und damaliger Generaldirektor der Berliner Hof- und Nationalbühne, hat das Verdienst, Goethe zu dieser Dichtung, die wir als eine für die Zeit und für den Dichter charakteristischste in Goethes Werken nicht missen könnten, veranlaßt zu haben. Er wandte sich Mitte Mai 1814 an Goethe mit dem Antrage, ein Vorspiel für das Berliner Theater zur Feier der Rückkehr des Königs zu dichten, der in etwa vier Wochen in Begleitung des Kaisers Alexander in Berlin eintreffen werde. Goethe ärgerte zunächst, die Frist schien ihm zu kurz. Aber schon nach wenigen Tagen ging ein Entwurf nach Berlin ab, denn der Auftrag, so schreibt er an Uffland, habe ihn „erst erschreckt, dann aufgereizt“. Uffland war begeistert von dem Entwurf, betrieb die Ausführung und die Inszenierung aufs eifrigste. Die ziemlich umfangreiche musikalische Ausarbeitung wurde jedoch nicht fertig, es mögen wohl auch allerlei Intriguen dabei gewesen sein (denn Goethe war in Berlin nicht sehr beliebt, was übrigens auf Gegenseitigkeit beruhte!), Uffland selbst war schon schwer leidend, — die Aufführung wurde auf den 18. Oktober, den ersten Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, verschoben, da starb Uffland im September und nicht Goethes Dichtung wurde am 18. Oktober in Berlin gegeben, sondern ein Festspiel von Goethes kleinlichem Gegner Kobebue (ein Festspiel, welches nebenbei bemerkt im Jahre 1914 spielt!). Etwas von der empfundenen Kränkung spiegelt sich in einem heiter-satirischen Gedicht Goethes, das mit den in noch viel tieferem Sinn charakteristischen Worten schließt: „Ich habe der Deutschen Juni gesungen. Das hält nicht bis in Oktober!“ — Erst der Nachfolger Ufflands, der Goethe von früherer Weimarer Zeit her befreundete Graf Brühl brachte im nächsten Frühjahr die Aufführung zustande, aber Goethe hatte begreiflicherweise keine rechte Freude mehr daran, zumal man ohne ihn zu fragen Änderungen, sogar Zusätze fremder Hand vorgenommen hatte. Er lehnte auch eine Einladung, zur Aufführung nach Berlin zu kommen, höflich, aber entschieden ab.

Das Festspiel war also zum Gedächtnis der Befreiung Deutschlands von napoleonischer Herrschaft bestellt, erdacht und ausgeführt gewesen, nun ging seine Aufführung fast ein Jahr später unter vielfach veränderten Umständen vor sich. Wenn man allein bedenkt, daß inzwischen am 1. März Napoleon von Elba zurückgekehrt war und seine alte, eben erst gebrochene Macht sich von neuem drohend aufzurichten schien (noch war die Schlacht von Belle-Alliance nicht geschlagen!), wenn man sich vergegenwärtigt, daß am 20. März sein glorreicher Wiedereinzug in Paris stattfand, wovon die Kunde doch erst einige Tage später in Berlin umlief und daß nun am 30. März die Erstaufführung des Goetheischen Befreiungsfestspiels vor sich ging, dann nimmt es nicht allzusehr wunder, daß das Berliner und auch das weitere deutsche Publikum mit dem an sich schon schwer verständlichen Werk nicht viel anzufangen wußte.

Denn, das führt vom äußeren Schicksal der Dichtung auf den inneren Gehalt, Goethe war es nicht gegeben, Zeit und Welt mit den Augen Anderer zu sehen, am allerwenigsten mit denen

„der bunten Menge, bei deren Anblick uns der Geist entflieht“ (wie sein „Dichter“ im „Vorspiel auf dem Theater“ sagt). So mußte auch aus einem bestellten Festspiel ein innerliches Bekenntnis werden und als solches haben wir, denen die damaligen Zeitläufte längst innerlich gleichgültig geworden sind, diese „Zeitdichtung“ anzusehen und zu werden. Für uns ist der alte halbmythische griechische Priester und Seher Epimenides aus Kreta, der um das Jahr 600 vor Christo in Athen unter den Alkmaoniden eine politische Rolle spielte und nach der Sage in seiner Jugend 50 Jahre lang in einer Höhle am Berge Ida geschlafen haben soll, kein Fremder. Wir sehen in ihm nicht nur einen Vorläufer der Barbarossa-Sage (wie die meisten Volksmythen ja uralt und fast allen Völkern in gewissen Zügen gemeinsam sind (auch die Dornröschenmythe gehört in diesen Zusammenhang), er trägt vor allem die ganz persönlichen Züge des Sehers und Dichters Goethe selbst. Goethes innerster Anschauung war der Krieg, den die Menschen machen, nichts Großes, wovon er sich innerlich beugen konnte, er hat ihn nicht gekloht, er lernte ihn in all seiner Kleinlichkeit kennen, die den Menschen zur Sache, zum Werkzeug erniedrigt, — aber zum Pazifisten wurde er nicht. Der äußere Frieden als Zustand war ihm gleichgültig, ja widernatürlich, er beugte sich demütig vor dem Entwicklungsgefes, dessen natürliche Grundlage der Kampf ist. Ihm ging es um den inneren Frieden, das menschliche Abfinden mit den Kampfgesetzen der Natur, ja die geistige Überwindung des irdischen Durchgehens. Das Chaos der Wirklichkeit im Bereich des Geistes, der harmonischen Gesetzmäßigkeit zu ordnen, das war ihm, dem Seher und Priester, Daseinszweck. Und so ging er weder kalt und teilnahmslos an den Dingen, Erscheinungen und Kämpfen vorüber, noch vermischte er sich mit ihnen, sondern er sah die Welt mit dem „hellen Sinn“ des Künstlers an, „freigeistig, beinahe zur Götterhelle“, wie er die Muße von Epimenides in ihrer vorliegenden Strophe sagen läßt. Und ihn, der den Menschen die göttlichen Orakel zu verkünden hat, führen die Götter in die „stille Höhle“, wie es im Faust in gleichem Sinne heißt, in die stille Stadt des Hirns, „sie bewahrten dich im Stillen, daß du rein empfinden kannst“, so erwidert Goethe Epimenides sich gewissermaßen selbst auf das tiefstehende Bekenntnis: „Doch schäm' ich mich der Ruhestunden, mit euch zu leiden war Gewinn“. Und beim Anblick der Ruinen, der Zerstörung, die das blinde Walten des Krieges anrichtet, empfindet er es tief, wie „selbst er gewesen“, diesen ganzen Jammer in seiner Stille „überschlafen“ zu haben, nicht „verschlafen“, wohl gemerkt, — Goethe wendet mit dem Ausdruck „überschlief“ das Bild absichtlich ins Geistige, wie auch der Volksmund mit tieferer Bedeutung vom „Verschlafen“ oder „Aberschlafen“ einer entscheidungsvollen Sache spricht.

Das ist der leuchtende, persönliche Kern, der sich für uns, die wir den ganzen Menschen und Künstler Goethe kennen, auch aus dieser Dichtung herauschält, wenn alles zeitlich Vergängliche als fast bedeutungslos davon abfällt. Und dieser tiefe persönliche Sinn macht sie uns liebenswert und bedeutsam, denn wir alle empfinden es tief, daß wir die Grenel des Krieges und der Zwietracht nur überwinden können durch innere Einkehr, durch geistiges Zusammenrücken. Die herrlichen Strophen des großen Schlußchores seien auch uns Trost und Vermächtnis:

Wer dann das Innere begehrt
der ist schon groß und reich,
Zusammenhaltet euern Wert
und euch ist niemand gleich! —

Walther Stiebs / Dichter und Dichterling.

Mit einem richtigen und berühmten Dichter stand ich in gemeinsamer literarischer (aber nicht dichterischer) Zusammenarbeit und teilte mit ihm denselben Arbeitsraum. Immerhin genügte diese Beziehung, so viel Abfall des Glanzes jenes Dichters um mein bescheidenes Dasein zu spinnen, daß mich zahlreiche Dichterlinge, denen ich doch menschlich und geistig zu einer Anekdote vertrauenswürdig erschien, zum Vermittler und Nothelfer erkoren. Hier eines der Red- und Antwortspiele, für manche Leidensgenossen Trost, Mahnung oder Ansporn, je nach der noch vorhandenen Spannkraft.

Der Dichter:

Lieber Herr St.

Mit dem Abdruck des von Ihnen gewählten Gedichtes bin auch ich einverstanden. Was man sonst dem Herrn B. über die ganze Sammlung schreiben soll, ist schwierig zu sagen. Ich komme alle paar Wochen in diesen Fall, drücke mich meist darum, und habe nie eine Form gefunden, mit der ich zufrieden wäre.

Es ist aber sehr häufig der Fall, daß ein allgemein begabter, sympathischer Mann Gedichte macht, und daß man ihm sagen muß, daß diese Gedichte fein und lieb und Zeugnisse eines famosen Kerls sind, daß sie aber wenig Kunstwert haben, weil ihnen die Originalität fehlt. Es ist unendlich selten, daß man wertvolle Lyrik sieht, es ist als ob diese Leute nie einen Einfall hätten und immer, wenn auch noch so hübsch, lang Gelesenes wieder aneinanderreihen.

Innerlich erscheint mir die Sache so: Gedichte wie diese sind nicht des Druckens wert (brächten dem Autor auch schwere Enttäuschung). Darum sind sie aber doch existenzberechtigt, als Übung, Spiel und Trost für den Autor, der auf diesem Wege weiter kommen kann. Ich möchte keinem einzigen Dilettanten das Dichten verbieten oder verleiden, es hat jeder was davon; aber warum denn das alles drucken?

Es kann nämlich jeder Mensch, jeder, dichten. Ebenso wie jeder zeichnen, jeder singen kann, mit Ausnahme der direkt Verklümmerten. Die Poesie ist, wie Zeichnen oder Singen oder Pfeifen auch, ein natürlicher Ausdruck innerer Zustände oder Erregungen, der von Natur keinem Menschen versagt ist. Wer ein hübsches dichten kann, der hat ein Tor mehr offen, wie einer, der singt oder malt, es auch hat.

Unter Dichtung aber versteht man etwas anderes als die Gesamtheit dieser naiven Neuerungen. Man versteht darunter etwas Spezielles, etwas, was vielleicht einseitig und krankhaft ist, was aber jedenfalls eine Auslese und Hochachtung vorstellt. Der natürliche Anekdotier verhält sich zum wirklichen ebenso wie ein frisch und hell jodelnder Hirtenbub zum Opernsänger. Der Hirt mag der liebere Kerl, der bessere Charakter sein, sogar den besseren natürlichen Geschmack haben, ein Künstler ist er doch noch nicht, auch wenn man ihn, seiner sympathischen Naivität wegen, wie einen Künstler behandelt.

Damit ist nicht gesagt, daß nicht aus einem Anekdotier noch ein wirklicher werden könnte. Die meisten Dichter haben mit Nachahmung begonnen und talentlose Jugendverie gibt es vom größten Genie. Dann muß der Dilettant aber den schwereren Weg zur Kunst weitergehen, muß jahre- und jahrelang seine Gedichte machen und wieder verbrennen, muß tausendmal an sich verzweifeln und neu anfangen, kurz die Opfer bringen, aus denen Kunst entstehen kann.

Herzlich grüßend

Ihr S.

Der Dichterling:

Lieber Herr St.

Für Ihre Vermittlung herzlichen Dank. Ich will mich über S.'s Urteil vorsichtig äußern, um nicht in den Verdacht der Empfindlichkeit zu geraten. Abfällige Urteile sind ja überhaupt

das einzig Wertvolle, oder sagen wir das Kräftezeugende der Kritik. Mit den Ausführungen über den Anekdotier bin ich natürlich Wort für Wort einverstanden. Wenn man aber einmal wie ich dem Fluche verfallen ist, „Jahre und jahrelang Gedichte zu machen und wieder zu verbrennen, tausendmal an sich zu verzweifeln und neu anzufangen“, dann sind die maßgebenden und treibenden Faktoren nicht mehr der äußere Erfolg, auch nicht einmal das Urteil von Autoritäten, sondern jenes innere Gestalten, das man meinetwegen als „naiv“ bezeichnen mag, wenn man darunter versteht „natürlich“, also „nicht krankhaft“. Ich habe darin ganz veraltete Ansichten. In einem Punkte ist übrigens Herr S. auch im Irrtum, in dem Vergleiche mit Hirt und Opernsänger. Der letztere ist bekanntlich meist ein rein technisches Produkt, geringe Intelligenz, Gefühlsroheit und ein gutes Gedächtnis sind seine beste Mitgift. Ich möchte da für einen Dichter doch lieber den Vergleich mit dem Hirten vorziehen. Sie sehen, ich habe veraltete Ansichten. Jedenfalls danke ich Ihnen für die freundliche Uebersendung von S.'s Brief, er hat literarisches Interesse für mich.

Was Sie von den Gedichten drucken wollen, das steht Ihnen natürlich zur Verfügung, trotzdem sie ja eigentlich „nicht des Druckens wert“ sind. Wenden wir uns eben an die naiven Gemüter! Gelegentlich senden Sie mir bitte die Sammlung zurück, vielleicht daß ich dennoch Glück bei einem Verlage habe. Wenn Sie wollen, fügen Sie Ihr eigenes Urteil bei; seien Sie versichert, daß mich jedes Urteil, das ich für ehrlich halte, interessiert.

Mit besten Grüßen

Ihr B.

Der Dichter:

Lieber Herr St.

Hier der Brief von B. zurück. Es tut mir leid, daß er so verlegt und empfindlich ist. Daß er nicht dichtet, um von „Autoritäten“ anerkannt zu werden, konnte ich mir denken, so dumm ist niemand. Daß er dennoch um alle Welt das Urteil einer „Autorität“ hören will, daß er dann alles Positive in deren Antwort unterschlägt und über jedes Wort, das ihn treffen könnte, empfindlich ist, spricht nicht für ihn. Sein Brief bestätigt mir mein altes Prinzip, die jungen Verjemacher nimmer so ernst zu nehmen und ohne Antwort zu lassen. Jede Anerkennung fressen sie als selbstverständlich, jede Kritik macht sie böss.

Merkwürdig ist mir, daß Herr B., der Musiker ist, nie im Leben einen guten Opernsänger gehört hat und meint, sie seien alle dumm und roh! Das sind sonderbare Vereinfachungen! Ebenso, daß er nie Hirten hat jodeln hören, und also nicht weiß, daß der Hirt seinen Jodeler genau so schematisch den anderen nachsingt, wie der Sänger seinem Lehrer — nur daß er eben „naiv“ ist. Aber auch was „naiv“ ist, deutet B. sonderbar. Er meint, „naiv“ sei so viel wie gesund im Gegensatz zu krankhaft. Ja warum denn? Man kann schwerkrank und doch naiv sein, genau wie jedes kranke Tier darum nicht minder naiv ist. Die Gleichstellung von „natürlich“ und „gesund“ ist schlimmer, als ob nicht alle Fortschritte in Natur und Menschheit von denen ausgingen, die das „gesunde“ Mittelmaß verlassen und unter Schmerzen und Krankheit die Grenzen ihrer Lebens- und Fühlensmöglichkeiten erweitern.

Genug. Meine Antwort gilt nicht B., nur Ihnen.

Grüßend

Ihr S.

Wie viele Dichterlinge meine Nothelferdienste heilten, weiß ich nicht, ein zweites Mal huchte selten dieselbe Handchrift den Weg über mich; ich selbst aber habe dabei den Gewinn des Dritten gehabt: mein eigenes ehrneigig sprudelndes Quellchen siegesgewisser Poeterei verstarb langsam eines stillen, heimlichen unbemerkten Todes.

Bened. Schwarz / Ein badisches Schulrechenwerk aus dem 18. Jahrhundert.

Vor etlichen Jahren entdeckte mein Freund S. droben im Hohenwald in einem alten Schulhaus unter allerlei altem Gerümpel ein in Quartform angelegtes Rechenbuch aus dem Jahre 1765. Der Schmöker erschien mir umso wertvoller, als die alte Schule wahrhaftig keinen Ueberfluß an Lehr- und Lernmitteln hatte, und es im 18. Jahrhundert recht oft dem Meister der Schule anheimgegeben war, sich selbst derartige Bücher zu schaffen, d. h. solche zu schreiben, wenn er Erfolg in seinem Berufe erzielen wollte. Dem Wunsch meines Freundes entsprechend, lieferte ich das Buch an das Generallandesarchiv ab, wo ein etwa Interesse zeigender Leser der „Pyramide“ davon Einsicht nehmen kann. Es ist offenbar von einem

Lehrer der damaligen vorderösterreichischen oder St. Blasianischen Hoheitsgebiete geschrieben worden; es lehnt sich an die Schulordnungen dieser Gebiete und an Ignaz Felbigers Normalmethode an.

Das Buch ist in schöner Schrift mit farbigen Initialen und Zeichnungen geschrieben und umfaßt 135 Seiten.

Der Titel lautet: „Facillima artis arithmeticae Methodus, daß ist Sehr leichter Unterricht und Lehrart der höchstnötigen und nutzbaristen Rechenkunst.“

Der erste Abschnitt handelt von dem Zeitrechnen, von den Münzen („den gutten und ruchen [rauchen] Geltte“), vom Ge-

wichte und den Pohlmaßen. Es folgen dann die fünf Spezies: Nummerieren (Zahlenlesen), Addieren, Subtrahieren, Multiplizieren und Dividieren. Besondere Aufmerksamkeit ist der Addition mit benannten Zahlen gewidmet; diese war in jener Zeit umso schwieriger, als da mit verschiedenen Münzen, Maßen und Gewichten zu rechnen war, denen das Dezimalsystem fremd war.

Unter den angewandten Aufgaben finden wir auch folgende: „Im vierthen Buch Moſis wird von den Kindern Iſraels eines jedten Stammes freilohre Manſknecht gedacht.“ Diese ſollen zuſammengezählt werden.

Sehr ſchwierig ſind die Früchterrechnungen mit den Maßen: Saam, Eimer, Viertel, Maß, Schoppen.

Für die Methode beim Abziehen gibt das Buch folgende Erläuterung an dem Rechenexempel: 2469

— 69

2400

„0 von 9 gibt nulla, alſo ſetze ich eine Nulla unter den ſtrich und ſage weckers 6 von 6 gibt abermahl nulla unter den ſtrich. Wellen auch an daß 2 tauſend 4 hundert nichts iſt bezahlt worden, alſs dann ſetze dieſe ſumma ganz auß, ſo iſt es gemacht. Wann aber eine oder andere figgur (Ziffer!) in der obren Zahl kleiner iſt alſ die unttere, ſo verthlenett man von der vorgehendten Zahl eines, welches eines hernach zehen gibt, und wo dann eines iſt entlehentt wordten, wirdt mitt einem Dipfellein oder ſtrichlein gezeichnet, daß Eines wentaer giltett.“

In dieſer und ähnlicher Weiſe wird auch das Multiplizieren und Dividieren erklärt; von einer Vorübung hierzu iſt kaum die Rede. Der Lehrende hat ſtrifte darauf zu achten, daß die Schüler alles gut auswändig lernen. Beim Vervielfachen werden gleich beträchtlich groſe Zahlen gegeben; das erſteht man aus dem Rechenexempel, das verlangt, daß der Schüler ausrechne, wieviel Tage, Stunden, Minuten und Sekunden ſeit Chriſti Geburt bis zum Jahr 1765 verfloſſen ſind. (937 676 000 Minuten!) Oder was will man zu folgender Aufgabe ſagen: „Ein Vatter hat 12 Söhne und jeder Sohn hat 12 Heuſer, und ihn jedem Hauſ 12 ſtuben, und in jeder ſtuben 12 Viſch, und an jedem Viſch 12 Perſohnen, und jede Perſohn hat 12 Sedhell, und in jedem Sedhell 12 Thatten, und in jeder Thatten 12 Keller; wen iſt die frag: Wieviel Keller, Kreuzer und Gulen geben das?“

Oder die Aufſaße von dem Baume, der zu 77 Ruſkbäumen kam, deren jeder 77 Dolben mit je 77 Rüſſen uſo. hatte.

Die Methode des Dividierens iſt außerordentlich komyptzirt; ſie ſetzt genaue Kenntnis des groſen Einmaleins voraus. Wie bei den übrigen Spezies wird auch hier groſer Wert auf die Probe gelegt, deren zwei unterſchieden werden, die Kreuzprobe und die Multiplikationsprobe.

Daß das Buch in kriegeriſchen Zeiten (7jähriger Krieg) entſtanden iſt, darauf weiſen einige Aufgaben hin, z. B. folgende: Einem Regiment von 947 Mann wird von dem General, weil es ſich beim Sturm und Eroberung einer Stadt und Feſtung tapfer gehalten, die Brandſchabung mit 156 000 Reichſtaler zuerkant, nachdem zuvor den Offizieren der ſechſte Teil der Summe überlaſſen worden iſt. Wieviel erhält jeder Soldat?

In einem beſonderen Abſchnitt iſt das Schlußrechnen behandelt, „die goldene Regulla de try Mitt und ohne Bruch. Diſe Regulla wird zerſtümlet de try genant, weil ſie de tribus positionibus oder von drey Säßen iſt; ſie wird auch wegen ihrer Vortrefflichkeit Regulla aurea (goldene Regel) genant.“

Der Anſatz iſt von der heutigen Rechnungsart ſehr verſchieden. Auch hier finden wir allerhand mögliche und unmögliche Exempel, z. B. „Ein Pfarrer hat alle Stundt zu lohn 24 Kreuzer; was hat Er in Einem Jahr, daß Jahr zu 8766 ſtundt gerechnet?“

Nicht weſentlich verſchieden von unſerem heutigen Rechnen ſind die Geſellſchafts- oder Sozietätsrechnungen, z. B. es ſtirbt ein Vater, hinterläßt 4 Kinder und die Mutter und an Geld 96 500 fl. Was gebührt jedem zu gleichen Teilen, wenn die Mutter neben einem Kinderteil zum voraus 1000 fl. erhält?

Necht ſonderbar ſind die Löſungen bei den ſogenannten Verhältnisrechnungen. Eine Aufgabe lautet: Ein Sohn fragte ſeinen Vater, wie alt er ſei, und erhielt zur Antwort: Wenn du noch ſo alt und halb ſo alt und viertel ſo alt und 1 Jahr älter wirſt, wäreſt du juſt 100 Jahre alt. Wie alt war der Vater?

Wir würden rechnen: $2 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4} = \frac{5}{4} = 100 - 1 = 99$, $\frac{1}{4} = 9$, alſo $1 = 36$ Jahre.

Die Löſung in unſerem Rechenbuch lautet: Man nimmt eine „erdichtete“ Zahl an, z. B. 48, dann ergäbe ſich $2 \cdot 48 = 96 + 24 + 12 = 132$. Dann vervielfacht man 48 mit 99 = 4752 und teilt das Produkt durch 132 = 36.

Dem Buche ſind Tabellen und Zeit- und Maßrechnungen beigegeben; auch iſt eine kurze Anleitung über die Bruchlehre darin enthalten, die ſich aber nur auf die einfache Verwendung von Halb, Viertel und Drittel von benannten Zahlen beſchränkt.

Zum Schluſſe enthält es eine Belehrung über den ſogen. doppelten Zweiſatz, die wir hier alſ typiſch im Wortlaute wiedergeben:

Von der Doppelten Regulla Dettry. Dieſe Regulla, ſonſten auch Regulla quinque genant, hatt allezeit 5 Säz oder positiones, welche aber durch die Multiplicatia in drey gebracht werden. Müßen daher die zwey vorderen Zahlen oder Säz miteinander multipliciert werden, das product iſt der erſte Säz. Eben dieſer thut man mit den zweyen hinteren Zahlen. Das Product gibt die hinteren Stell. Alsdann procedirt man wie in der einfachen regulla dettry, wie in folgenden Exempellen ganz klar zu erſehen ſein wirdt. alſ Von 56 Centner Waar gibt man 20 Meil weith 18 fl. Fuhrlohn; wieviel gibt man ſolchem Beding noch von 24 Centner 72 Meil Wegs?“

Zentner:	Gulden:	Centner:
86	18	24
20		72
720		48
		168
		1728
		18
		13824
		1728
		31104

31104 : 720 = 43 $\frac{1}{2}$ fl.

Mit dieſer doppelten Regeldetri werden auch die Zinsrechnungen, und zwar auch die einfachſten gelöſt.

Eine Zinsaufgabe lautet: „Einer legt 850 fl. auf Intereſſe, von 100 fl. jährlich 5 $\frac{1}{2}$ fl. Zins bezahlt zu werden. Wieviel Zins bekomt er dann in 7 Jahren 8 Monathen?“

Löſung:
 $100 \cdot 12 = 1200 \cdot 2 = 2400$
 $850 \cdot 92 = 78 200 \cdot 11 = 860 200$
 $860 200 : 2400 = 358 \frac{1}{2}$ fl.

Dieſe Löſung klingt ſchon etwas moderner, wenn ſie auch auf ganz anderm Wege zum Ziele kommt alſ die heutige Schulrechenmethode.

Albert Schneider / Das Stelldichein.

I.

War's am erſten oder zweiten September? Der Tag war ſonnentklar, der Himmel rein wie friſche Wäſche. Am Buchenhang weit drüben konnte man Zweig und Blatt einzeln erkennen, ſo durchſichtig war die Luſt. Die Sommergäſte waren zum größten Teil abgereiſt, der vielbegangene Weg zwischen Wald und Geſträuch lag verlaſſen und ſo gut wie menſchenleer, und ich ſtand und träumte zwischen den lichten Büſchen durch ins Tal hinaus. Da drängte ſich unvermutet etwas in mein Sinnen hinein. Ein Mädchen war's, das hinter mir hergegangen war, eines der herzerfreuenden Geſchöpfe, denen die Lebensfriſche von den Wangen lacht, mattblond und voll das Haar, ſtaumzart die Haut und warmgrau die Augen im rotüberhauchten Geſicht. Den blauen Strohhut hatte es mit ebenſolchem Schleier feſtgebunden, ſein

glockiges Koſtüm war von lichtigem Gelbbraun, dazu trug es weiße Strümpfe und Schühchen.

Ich trat zurück, um ihm den Durchgang freizugeben, und ſah dem leichten Schreiten der zierlichen Glieder nach. Eine unruhige Schwermut kam in meine Gedanken, die lockte und rief, ob ich gleich nicht wußte, was. Als das liebliche Bild längſt meinen Blicken entſchwunden war, ging auch ich den Weg weiter. Raſcher als ich erwartet, war ich der einſamen Wanderin wieder nahegekommen; ich hörte, wie ſie pfeifend ein Zeichen gab, dem weichen Amſeſſſchlag nicht unähnlich. Hätte es ſich nicht ſollen erraten laſſen, in welcher Erwartung ſie hier ſtand? Ich wollte ihr Gelegenheit geben, ſich meinen Augen zu entziehen, verlangſamte meine Schritte und ſtieß mit dem Stock die Wegſteine an, um mich bemerkbar zu machen. Vor der breiten Straße

aber, die in den Wald hineinführte, mußte ich ihrer doch wieder gewahr werden. Sie trippelte allein auf der Böschung neben der schattigen Bank umher und sah mich, als ich näher kam, wie übrigens schon bei der ersten Begegnung, offen und unverlegen an. Ich ging vorüber, setzte mich eine Strecke weiter auf eine Bank und lehrte erst nach geraumer Weile zurück. Zu meiner Bewunderung fand ich das Mädchen noch am selben Platz. Diesmal erschien es mir unsicherer. Es bewegte sich rastlos um Bäume und Stümpfe, richtete sich auf und bückte sich wieder, um mit den Händen Gräser und Stauden zu wenden. Nun blieb ich stehen.

„So wie Sie mich sehen,“ sagte ich über den Graben hinüber, „werden Sie es nicht mißdeuten, wenn ich Sie anrede. Haben Sie am Ende etwas Kostbares verloren?“

„Ach nein,“ antwortete mir eine glockentiefe Stimme.

„Sie suchen also nichts?“

„Muß man immer verloren haben, was man sucht?“

Allerdings, dachte ich bei mir, nötig ist es gerade nicht, namentlich in dergleichen Fällen.

„Was dünkt Sie,“ begann ich wieder, „was mich verleitet hat, Sie anzusprechen? Werden Sie mir glauben, daß nicht die geringste Neugierde in meiner Frage war? — Unmöglich wäre es ja nicht, daß ich unter dem Banne einer der unverständlichen Gemütslaunen stand, die uns in der Einsamkeit so oft überfallen, gar an einem so selten klaren Herbsttage. Aber richtig genommen, war es doch mehr. Soll ich es offen sagen? Ich empfinde heute wieder mit den Nervenbüscheln anderer. Oder noch einfacher gesprochen, ich kann es nicht ertragen, Sie so stehen zu sehen, so jedem zudringlichen und übelwollenden Blick ausgesetzt. Das muß Ihnen lästig sein. Ihr Unbehagen, sehen Sie, fühle ich an meinem eigenen Körper. Es kann jemand kommen, denke ich mir, und dann noch jemand und noch jemand. Jeder geht vorüber, aber keiner, ohne Ihnen mit frechem Augenzwinkern zu verstehen zu geben, daß er Ihr beharrliches Warten durchschaut. Davor ist mir bang. Können Sie das nicht begreifen? Ja, förmlich Angst habe ich, Sie möchten sich's verdrießen lassen und ungeduldig werden, und wenn Sie dann vorzeitig aufbrechen, was könnte ein solcher Schritt für Folgen haben! Darum nur habe ich mich überwunden. Diese Gefahr abzuwenden, schien mir schon eine kleine Rechtheit wert. Und — nicht wahr? — ich bin so jung nicht mehr, um mich vor übelm Verdacht reinigen zu müssen; an meinen Schläfen, wenn Sie schauen wollen, spinnst bereits der Altweiberkamm.“

„Soviel an diesen winzigen Spuren gelegen ist —! Uebri- gens ist Ihr Haar sonst genau wie das meinige.“

„Auch wie das Ihrige?“

„Wieso auch?“

„Ach nur so — wie das Ihrige eben. Doch nehmen wir nicht lieber hier auf der Bank Platz? Hier können wir gemütlich miteinander reden oder, wenn Sie das lieber wollen, miteinander schweigen. In beiden Fällen gehen die Minuten gemächlich hin, und wenn es endlich soweit ist, daß sich Ihre Erwartungen zu erfüllen beginnen, geben Sie mir unbeachtet einen heimlichen Wink oder auch, Sie gehen ganz ohne Form und Umstände, als wäre kein Wort zwischen uns gefallen. Nur, hören Sie, gehen Sie nicht aus Ueberdruß vor der Zeit! Wer den Kummer kennt, der aus der Boreiligkeit entspringen kann, rät von ihr ab, wo immer es sich machen läßt. Wenn E. mir's erlauben, will ich Ihnen das näher erklären. Jetzt und bei Ihnen kann ich's wohl tun, ohne ein Geheimnis preiszugeben. Der, dem einst in jungen Studententagen das Mißgeschick begegnet ist, steckt ja schon mitten in Amts- und Berufstätigkeit, und seine Mutter, die es miterlebte, liegt längst in der kühlen Erde.“

Sie war kurz vor der großen Sommerferienzeit in ihre alte Heimat verzogen, und so verbrachte der Sohn zum erstenmal lange Wochen in jener anmutigen Gegend. Dort war ein Fluß wie hier, nur war er breiter, und auch Wald und Höhen gab es dort, flache, dichtbestandene Kuppen. Doch erst vom Tage an, wo der junge Mensch des blühenden Töchterleins eines ansässigen Weingutsbesitzers ansichtig ward — das Entscheidende rührt ja immer von ersten Anblicken her —, belamen Straßen und Fluß und Tal ihr rechtes Gesicht für ihn. Seine neurologischen und psychiatrischen Lehrbücher, die er studieren wollte, um nach Ferienchluss nicht allzu rastlos vor seinen klinischen Schulpatienten zu stehen, lagen bald verlassen auf dem braunen Wachstuchüberzug seines Tischchens, dafür sah er manchmal mit geheimen Zweifeln in seine eigene Seele, ob sich nicht dort die üppigsten Krankheitsherde eingeknistet hätten. An ihm lag es jedenfalls nicht, wenn er nicht

eines Tages auf offener Straße nach der Art altspanischer Kavaliers vor seiner blonden Liebe auf die Knie fiel, da er Tag und Nacht nur dem Gedanken nachhing, wie er sich am sichersten seines Glücks bemächtigen könne. Unerwartet schnell, anlässlich einer geselligen Sommervergünstigung, erhielt er Gelegenheit zu seiner stürmischen Werbung, Kahnfahrten auf dem Fluß gaben und mehrten eine beglückende Vertraulichkeit, an Stromstillen hinterm Weidengebüsch wurden die ersten Küsse getauscht.

Die Eltern hatten ihrem einzigen Kind eine blendendere Zukunft bestimmt und trachteten der unklugen Liebelei beizeiten Einhalt zu tun. Aber das blonde Töchterlein trockte allen Versuchen, lachte der Strenge, spottete des gültigen Zuspruchs und wußte es stets geschickt einzurichten, wenn es sich mit ihrem jungen Studenten auf abseitigem Pfade treffen wollte. Aus eigenem Antrieb gab es ihm das feste Versprechen, ihm für ihr Leben lang anzugehören, und als das Ferienende näher rückte, sann sie über die geeigneten Mittel und Wege, die während der bevorstehenden Trennungszeit einen regelmäßigen Gedankenaustausch möglich machen sollten.

Das Unglück wollte es, daß am Tage, wo sie zur letzten Aussprache zusammenkamen und sich für lange verabschieden wollten, der Oheim und Vormund des jungen Menschen eintraf, um mit ihm wegen seiner Vermögenslage Rücksprache zu halten. Es handelte sich um die Entscheidung, ob man ein längeres Spezialstudium wagen durfte oder ob es nicht doch zu empfehlen war, beizeiten in eine schlichte Hauspraxis einzuschwenken. Der Oheim ließ die Gründlichkeit der Verhandlung durch die sichtliche Ungeduld des Neffen nicht im geringsten beeinträchtigen, und nahm sich für jeden Einwurf und Zweifel reichlich Zeit. Trotzdem machte er sich rechtzeitig auf den Weg, und es hätte noch alles gut werden können, wenn der Zug nicht mit einer stark halbstündigen Verspätung abgefahren wäre.

Eine halbe Stunde, was bedeutet dies an einem Tag, wo sich so große Dinge, eine ganze Zukunft, ihrer beider Zukunft entschied? Für wen sonst war der junge Eifer so zielbewußt erglüht als für sie? War's nicht ihres eigenen Stolzes und Glanzes wegen, daß sie sich heute einige Augenblicke länger gedulden mußte als sonst? Wie sehr wollte er sich dennoch entschuldigen für seine Unpünktlichkeit! Wie herzlich wollte er ihr danken für ihre langmütige Liebe!

Er kam an die verabredete Wegbiegung und sah sie nicht. Er ging hinaus, er ging zurück, doch sie zeigte sich nicht mehr. Drei Tage lang wiederholte sich sein vergebliches Suchen, dann mußte er abreisen, ohne zu wissen, wie er seine Briefe ohne Gefahr der Entdeckung in ihre Hand hätte spielen können. Ihm blieb nichts übrig, als sich die langen Monate zu gedulden bis zur Stunde seiner Rückkehr. Ehe jedoch diese Stunde kam, geschah etwas Schmerzliches, kaum zu Erwartendes. Von seiner Mutter erhielt er die Nachricht. Das Mädchen hatte sich einem andern versprochen, und kaum ein Jahr war vergangen, so lebte sie mit ihm in seinem prunkhaften Haus, unweit der großräumigen Fabrikanlagen.

Nein, leicht nahm er die Untreue nicht. Aber was verwindet man nicht, wenn der Wille dazu da ist! Und schließlich durfte sein Urteil auch so hart nicht sein. Gar lange noch war es hin, bis er an seinem Ziele war, und stand sie auch noch in der knospenden Frühzeit der Jugend, so war doch Geduld und Harren ihres Wesens nicht. Das hätte er wissen können.

Gar nichts, ob er gar nichts zurückbehält? Die Bitterkeit verlor sich im Laufe der Zeiten, und dann blieb ein sonniges Bild in seiner Seele, das er nimmer vergaß. Er lebte weiter und liebte auch weiter, da noch, dort noch, nur zum letzten Ja und Amen kam es nie. Es war ihm immer, als ob das Beste und Schönste schon verwehrt wäre, wenn sich sein Herz je wieder in ganzer Verehrung einer Frau zuwenden wollte. Er mochte kein Leben, von dem er nicht auch den Hauch der Jugend gespürt hatte, der blühenfrohen Frühjahrszeit, die der Reife vorhergeht. Das klingt ungläubhaft und ist vielleicht unvernünftig, aber gegen ein inneres Widerstreben ist keine Ueberlegung mächtig genug.

Bei ihr selber gar, der Ungeduldigen, späterhin — doch die Sonne ist untergegangen. Vom Laubgrund her drängt die feuchte Herbstluft, und ich glaube fast, daß Sie nun doch nicht länger mehr warten sollten. Ja, gehen Sie! Gehen Sie ohne mich, bittel! Ich möchte Ihnen sonst mit meinen Zweifeln Schaden bringen, und Sie wissen ja jetzt, warum ich vor der Boreiligkeit bange bin, zumal Ihr blondes Haar — — nein, sagen Sie nichts mehr, und gehen Sie! Oder ich selber muß es tun, und wer weiß, wohin der Abend mich führen könnte! Eine gute Nacht und ein guter Morgen sei Ihnen beschieden, und so immer und immer dar!“

Sie ging, da ich so inständig bat. Verlegen neigte sie ihren Kopf und schritt hastig die breite Straße hinunter.

Trotz meiner Zärtlichkeit für die wundervollen Herbsttage jenes Waldstädtchens wollte ich nun doch allgemach abreisen und wäre auch zweifellos bei meinem Entschluß geblieben, wenn mir nicht der Morgen nach jener Begegnung eine seltsame Ueber- raschung gebracht hätte. Ein Brief kam in meinem Gasthaus an, der am Abend noch geschrieben war und in seiner schlichten Kürze meine Gefühle in Aufruhr versetzte:

Ihre Worte waren so ernst und offen, daß ich mich meiner Unaufrichtigkeit schäme. Ich war zu befangen, als ich neben Ihnen saß, und brachte es nicht über mich, Sie über Ihren Irrtum aufzuklären. Ich wartete auf niemanden. Das ist es, was ich Ihnen gern sagen möchte, und daß ich mich freuen würde, wenn ich Sie morgen am gleichen Platz erwarten dürfte."

So lauteten die wenigen Zeilen. Eine Unterschrift stand nicht darunter, dagegen zeigte sich die Schreiberin über meinen Namen und Stand sehr wohl unterrichtet. Das war immerhin eigen- tümlich.

Einer so kindlich unverkümmt Aufforderung gegenüber be- fann ich mich keinen Augenblick. Ich ließ es mir sogar sehr an- gelegen sein, mich als Ersten an Ort und Stelle einzufinden. Trotzdem war das Mädchen vor mir dort. Es saß auf der Bank, streckte mir freudig die Hand entgegen und rief mir zu:

"Wenn Sie kämen, dachte ich mir, so kämen Sie rechtzeitig, und ich wollte nicht schuld sein, wenn mir der Schluß der ange- fangenen Lebensgeschichte vorenthalten bliebe."

Ich konnte nicht entscheiden, ob Ernst oder Spott hinter diesen Worten stand.

"Und was möchten Sie weiter erfahren," fragte ich, "da ich doch noch lebe?"

"Das, über dem Sie mich fortgeschickt haben."

"Fortgeschickt?"

"Haben Sie mich nicht gehen heißen? — fast zu bestimmt, um ritterlich zu sein? — Nein, bitte, ich weiß, daß ich kein Recht habe, mich darüber zu entrüsten. Aber vielleicht sagen Sie mir heute, was aus der jungen Frau geworden ist, die sich so rasch einem andern verband!"

"Wenn ich weitererzähle, möchten Sie glauben, ich wollte ihr Schicksal als verdiente Strafe betrachtet sehen, und doch ist mir nichts fremder. Da wir den Menschen ihre Schickungen so bereitwillig zu eigen geben, warum sollten wir ihnen nicht auch ihre Gesichte zuerkennen, die doch nichts als der ersteren Folge sind? — Sie war beklagenswert, die junge Frau. Als sie ihrem ersten Kinde, meines Wissens einem Mädchen, das Leben ge- geben hatte, sah sie dessen Vater mit immer mißtrauischeren Blicken an. Sie zweifelte an seiner Treue, ob mit Grund, wer mag es entscheiden! Mit andern, die obendrein kaum mehr als Dirnen waren, mußte sie seine Liebe teilen, dieser Gedanke war ihre ständige Qual und Sorge. Auf den ersten Verdacht hin, ohne einen sicheren Beweis abzuwarten, verschloß sie sich ihm, und als er sich ihr in plumper Zutraulichkeit zu nahen wagte, stieß sie ihn in der denkbar verächtlichsten Weise von sich."

"In der denkbar verächtlichsten Weise?"

"Ja, wie man erzählt, mit dem Speichel ihres Mundes."

Das Mädchen fuhr entsetzt empor. "Meinen Vater?" rief es. Ich war nicht weniger erschrocken.

So war es also Tatsache, was ich in flüchtigen Sekunden für nicht ganz möglich, aber märchenhaft unwahrscheinlich gehalten hatte? Es war die Tochter, die neben mir saß, Ursula Went? Und vor ihr hatte ich meine Jugendheimlichkeit und ihrer Eltern trüben Zwiespalt preisgegeben?

"Nehmen Sie das nicht härter als es ist!" redete ich ihr zag- haft zu, um meine Worte abzuschwächen. "Es stammt aus dritter Munde, und das Gerede der Leute, das wissen Sie doch, macht Dinge aus Luft."

"Nein, Sie haben keine Entschuldigung nötig. Ich kann Ihnen nur dankbar sein für diese Neugier; sie macht mir das Schlimmste wenigstens begreiflich. Bisher hatte ich nur erfahren, daß man meine Mutter geschlagen, aber von meinem Vater nicht — das Häßliche, das viel schwerer ist —"

"Es wäre besser für Sie gewesen, wenn beides Ihnen ver- borgen geblieben wäre. Lassen Sie sich nicht zu sehr bedrücken! Von einem nur ein wenig abgelegenen Standpunkt beurteilt sich alles viel kühler. Nicht verdammen soll man, nur mitfühlen mit oem unglücklichen Zufall, der zwei Menschen zusammenführt, die sich nicht verstehen können. Meine Kranken haben mich das

gelehrt. Ihr ganzes Uebel ist allzu oft nichts als die kleinnütige Verzweiflung an Lebensverhältnissen, unter deren Druck sie stehen und aus denen sie sich nicht zu befreien vermögen."

Ursula Went schwieg, und ich wagte ihre Einkehr nicht zu stören.

"Und Ihr eigenes Leben," begann sie endlich, "liegt das nun auch so kühl vor Ihnen?"

Ich wich der neugierigen Fragerin aus. Ein kleiner Gang an Walbrand hin und ein sorgloses Ausblicken ins Tal mußte sie ablenken, dann ging ich mit ihr nach der Flußbrücke hinunter, um sie nach ihrer Pension zu geleiten, die auf dem jenseitigen Ufer lag. Ich mußte ihr versprechen, sie dort wieder abzuholen; die Freundin ihrer Mutter, deren Obhut man sie anvertraut habe, würde sie gewiß mit Befriedigung in meiner Gesellschaft sehen.

* * *

Von nun an waren wir täglich beisammen. Der September- himmel blieb rein und klar wie am ersten Tag, aber Ursula ver- lor langsam ihre Unbefangenheit. Ueber kleinen Zwischenfällen konnte sie oft erröten, und unter dem freundlichen Lächeln sah häufig genug eine ängstliche Besorgtheit hervor. Meine Seelen- kunde ließ mich hier im Stich; ich wurde selber unsicher. Man- chmal wollte sich's wie heimliches Bedauern regen, daß ich dieses jungen Mädchens wegen auf meine Einsamkeit verzichtet hatte, sobald ich aber mit mir allein war, sehnte ich mich nach seiner Nähe. Ursula konnte mir nicht geben, was mir fehlte, aber sie brachte den Dufthauch der Grimmerung an junge Tage zurück, die verloren waren und nicht wiederkommen konnten.

Besuchen würde ich sie doch, sie und ihre Mutter, wenn sie wieder zu Hause war? Der Schnellzug fuhr ja so kurz zwischen den beiden Städten, kaum mehr als zwei Stunden — so fragte und bat sie einmal und begann leise ihre häusliche Klage zu klagen.

Wie es bei ihnen war? Traurig war es nicht, aber ohne Freude, ein halbes unklares Leben mit der Mutter die ganzen Jahre her, seit sie miteinander in der Stadt wohnten. Die Eltern getrennt, nicht geschieden; der Vater schenktfreudig und wohl- wollend, ohne jedoch ihres vollen Zutrauens teilhaftig zu werden, die Mutter zu verbitterter Kargheit geneigt trotz der reichlichen Mittel, mit denen man sie versah — ach ja, grundlos war alles um sie her, die Strenge wie die Milde.

Und was konnte ich da Gutes geben?

Man brauchte nicht überall zu geben. Oft genügte es, nur zugegen zu sein, um Zufriedenheit zu verbreiten, und manchmal war es sogar mit dem Nehmen getan. Daß auch ich kein froh- gemutes Leben führte, das hatte sie längst gesehen, und allein konnte man das wohl auch nicht tun.

"Sind Sie dessen so sicher?" fragte ich kühl.

"Daß — —?"

"Habe ich Ihnen je erzählt, daß ich allein lebe?" sügte ich rasch hinzu.

Ich sagte das nicht ohne Absicht. Es war ein letzter Versuch, eine Scheidewand zu errichten.

Der Eindruck, den meine Unwahrheit auf Ursula machte, war fast erschreckend. Sie erleichte, versuchte eine Frage zu stam- meln, stand unschlüssig von der Bank auf und starrte mich an wie einen Feind. Wie ich sie so stehen sah, tat es mir leid um unsere erschütterte Freundschaft, und ich widerrief ohne Zögern. Das brach ihre letzte Willenskraft. Sie seufzte aus tiefer Brust, rang bebend um einen Entschluß und fiel mir, plötzlich glutrot geworden, schluchzend um den Hals; sie habe es ja gewußt, schon ehe sie mich gekannt habe, daß hinter meiner gesenkten Stirne unfrohe Gedanken ihr Wesen trieben, die nur vereinfachte Men- schen kennen, darum müsse es auch mir Bedürfnis sein, Zuneigung und Liebe zu finden.

Ich glaube wohl, so war es, daß sie zu mir sprach. Noch heute fühle ich das verlegene Widerstreben nach, mit dem ich mich ihrer überquellenden Herzlichkeit zu erwehren suchte, und den Schauer der Erregung, der mich vor der jugendwarmen Hingebung ergriff. Und wenn es nur ein krankes Kind gewesen wäre, hätte ich ihm schroff gegen den Willen sein können?

Danach schrieb sie ihrer Mutter von unserer Begegnung und von meinem bevorstehenden Besuch, und wie in frohem Vor- gemuß des Kommenden, trat sie mir stets voll ungetrübter Heiter- keit entgegen. Einige Tage später brachte ich sie an den Bahn- hof und ließ mir in widersprüchlicher Verfassung den Abschiedsgruß aus dem Fenster zuwinken.

(Schluß folgt.)